

Hausblätter für das Volk.

Verleger und verantwortlicher Redacteur: Pfarrer Dr. J. Wiek in Breslau.

N^o. 71.

Sonntag, den 3. September 1864.

II. Jahrgang.

Die **Breslauer Hausblätter** erscheinen jeden Mittwoch und Sonntag, und sind durch die kgl. Post-Anstalten für 14 Sgr., in Breslau durch die Colporteurs in's Haus gebracht für 12 Sgr. und in den Commanditen für 10 Sgr. pro Quartal zu haben. Inserate werden bei einer starken Auflage mit 1½ Sgr. für die gespaltene Petit-Zeile oder deren Raum berechnet und in der Expedition, Universitätsplatz Nr. 16, angenommen.

[Stand der Weltbündel.] Die Kreuzzeitung hat jüngst darauf hingewiesen, daß die lukrativen Lotterie-Einnahmestellen sich eigenthümlich zufällig in fortschrittlichem Besitz befänden. Sie will damit Patrioten bedacht wissen. Wir können der Kreuzzeitung noch andere eigenthümliche Zufälligkeiten nachweisen, deren Wiederkehr vorzubeugen wäre. Bekanntlich leben in Preußen an 7 Millionen Katholiken in staatsgrundsfähig garantirter Gleichberechtigung mit den Protestanten, auch bewährt als „Patrioten,“ weil sie wiederholt für König und Vaterland ihre Knochen zu Markte getragen und ihr Leben eingesetzt haben. Nun existirt trotzdem die Zufälligkeit, daß die sämtlichen Minister und fast alle Räte des Ministeriums, daß sämtliche Oberpräsidenten bis auf einen und fast alle höheren Regierungsbeamten, daß fast sämtliche höheren Militärs — Protestanten sind, und daß die Katholiken, die laut Erfahrung bei den für eine höhere Karriere berechtigenden Prüfungen sich nicht als die Dummsten erweisen, fast in allen einflussreichen Stellungen bis auf verschwindende Ausnahmen vergebens gesucht werden. Diese merkwürdige Zufälligkeit ist mit solcher Consequenz nicht erst gestern und ebegestern eingetreten und hat selbst auf Abwendung dieser Fatalität seiner Zeit die Regierung der Kreuzzeitungspartei so wenig Einfluß gehabt, daß es sich für die Kreuzzeitung wohl anstände, wenn sie das minder bedeutende Gebiet der Lotto-Einnahmestellen vorläufig bei Seite lassend das antikatholische Jatum und jene Partei in Preußen bekämpfen möchte, welche mit diesem Jatum verbündet ist oder als dessen Vater dasselbe erzeugt und erhält. Es wäre doch wirklich an der Zeit, daß die „katholischen Patrioten“ in allen höheren Regierungs- und Verwaltungsbranchen mehr in Rücksicht und Acht kämen und nicht nur etwa solche, welche am Seil der Geheimbündel ziehend und gezogen bereits mit dem kathol. Charakter und Glauben gebrochen haben. Wenn auf ähnliche Erfahrungen fußend die „Köln. Blätter“ aus Osnabrück sich klagen lassen, daß die dasigen Katholiken, obwohl ein Drittel der Bevölkerung, im Magistrat gar nicht vertreten seien und daß unter 16 Bürgervorstehern nur ein Katholik sich finde, und wenn sie diese Unbilligkeit auf die Rechnung liberaler Intoleranz schreiben, so mag letzterer Vor-

wurf seine volle Richtigkeit haben. Allein diese Intoleranz ist nicht allein liberaler Schandfleck; sie blühte üppig zur Zeit der bürokratischen und konservativen Herrschaft in den preussischen Städten und hat sich darin in Breslau z. B. seit deren Fall nichts verschlechtert und verbessert. In dem Punkte, die Katholiken auszubeugen, begegnen sich zu brüderlicher Einheit Stockkonservative und Liberal-Fortschrittliche und finden vielleicht die höhere Einigung über ihrem sonstigen Zwiespalt in der Loge, von wo hauptsächlich die antikatholische Feindseligkeit ausgeht. Von diesem „negotium perambulans in tenebris“ kommen vorzüglich die „sagittae volantes in die.“ Von hier aus wird selbst nach Möglichkeit in's Heiligthum der Kirche hinein operirt und wenn ein halbes Sæculum hindurch von den höhern Kirchenstellen alle nach Thunlichkeit abgehalten wurden, welche katholisches Recht und katholische Kirchenfreiheit mit Energie zu verfechten die Aussicht gewährten, so kam diese kirchenverderbliche Wirkung, welche so unsägliche Verwickelungen, Kämpfe und Glaubenszerfahrenheit verschuldet hat, unter denen wir noch allerwärts leiden und schwer leiden, aus dem finstern Schooß der Geheimbündel. Wer das nicht weiß, weiß — nichts.

In den nordischen Herzogthümern hat sich die Lage der Katholiken, welche vorhin vollständig geknechtet und fast rechtlos waren, seit der Besignahme derselben durch die Großmächte wesentlich gebessert. Der Bischof von Osnabrück hat daselbst Kirchenvisitation abgehalten und mehrere Anordnungen zum Wohl der Kirche getroffen. So hat ein Krieg, der anfänglich mit der Religion in keiner Verbindung stand, nicht nur dazu beigetragen, den Patriotismus der preuss. Katholiken neuerdings zu bewähren, die Wohlthätigkeit der geistlichen Orden handgreiflich zu beweisen, zahllose Vorurtheile im fanatisirten Norden zu entwurzeln, sondern auch die unterdrückten Katholiken in Schleswig-Holstein und die Kirche daselbst zu befreien und zu Recht zu verhelfen. Gottes Fürsorge waltet und Gottes Sohn bewährt noch immer seine Verheißung an die Kirche, daß sie die Höllensportnen nicht überwältigen werden.

Aus **Württemberg** meldet man, was für uns von Interesse, daß Pfarrer Dr. Probst in Pfärrich die breslauer

Professur der Pastoral angenommen habe, nachdem ihm ein Jahresgehalt per 1000 Thaler zugesichert worden. Möge seine Berufung eine glückliche sein. Die katholisch-theologische Fakultät in Breslau bedarf tüchtiger Kräfte, wenn sie aus ihrem Scheintode aufwachen und für die Diözese segensreich wirken soll.

Gläubige Protestanten müssen wohl untröstlich sein über den tiefen Verfall innerhalb des Protestantismus, wenn der protest. Ober-Kirchenrath in Karlsruhe auf die Beschwerde einer großen Anzahl Prediger und anderer Protestanten gegen Dr. Schenkel in Heidelberg, der ein ärgernißgebendes Buch über den göttlichen Heiland geschrieben und trotzdem künftige Prediger erzieht, sich dahin erklären konnte, daß Schenkel als Direktor aus dem Predigerseminar nicht zu entfernen sei, da derselbe die Lehre von der „Regierungsgewalt Christi“ nicht angegriffen habe. Dabei nimmt dieser Kirchenrath Anlaß, die „Freiheit der theologischen Forschung“ als Bedingung der Entstehung und Erhaltung des Protestantismus anzuerkennen, sofern sie sich nur reblich bestrebe, daß wir den Herrn Jesum, den Herrn der Herrlichkeiten, besser verstehen lernen, als unsere Väter es vermocht haben. So entscheidet die oberste protestantische Kirchenbehörde in Württemberg! Allerdings folgerichtig. Denn warum sollen Schenkel und Genossen nicht dieselbe Freiheit haben, die sich Luther, Calvin, Zwingli u. herausgenommen. Wenn diesen noch obendrein als Verdienst angerechnet wird, daß sie von der Kirche und Lehre Jesu Christi sich los sagten, warum soll dann der badische Aufklärer nicht befugt sein sich von der lutherischen oder calvinischen Glaubensfassung zu trennen und allgemach mit dem christlichen Glauben weiter aufzuräumen? Der Ober-Kirchenrath hat weder Recht noch Autorität, dies zu hindern. Das Grundgesetz des Protestantismus macht jeden Protestant zum Papst und zur Kirche und ein Protestant hat gar nicht einen Titel, den andern wegen Abweichung vom Glauben zurechtzusehen, weil sie alle sich auf die „freie Forschung“ berufen, die eine wäckerne Nase ist, welche jeder nach seinem Verstand oder Unverstand modelt und formt. Wenn der Protestantismus vollständig frei sich abwickeln darf, so wird sein Endresultat nicht bloß die Auflösung der Kirche, sondern auch die einer christlichen Gesamtlehre sein — und sein Finale: Glaubensanarchie, aus der nur die Rückkehr zur rechtmäßigen Glaubensautorität der Kirche retten kann, welche Christus gestiftet und gesendet hat mit dem Gebot, sie zu hören. Die christliche Religion ist nicht mit der freien Forschung erst zu erfinden, sondern von Gott als bestimmte Hinterlage gegeben, worüber die ebenfalls von Gott begründete Kirche, die nicht erst von Menschenhand aufzumauern ist, wacht, damit sie unverfehrt der gesamten heilsbedürftigen Menschheit bewahrt und zugänglich bleibe. Möge man daran denken, sich mit uns wieder vorerst zu einen in der apostolischen Grundlehre: „Ich glaube an eine, heilige, allgemeine und apostolische Kirche.“ Was christliches Sehnen und Streben hat, kann Frieden nur finden in der katholischen Kirche, welche heut wie immer die unveränderliche Lehre des Gottesohnes festhält und gegen die Ueberschwemmung des Unglaubens schützt.

Aus Brüssel schreibt man: Die Aufreizungen der liberalen Presse, des Theaters, der geheimen Gesellschaften u. s. w. gegen den Klerus tragen schon ihre praktischen Früchte. Am 23. August am hellen Mittag wurde ein ehrwürdiger Greis, der wegen seines Alters jetzt als Privatgeistlicher lebende frühere Pfarrer van Belcom in der Glasstraße St. Hubert von einem Arbeiter heftig in's Gesicht geschlagen. Auf die Worte des Priesters, daß er ihm diese unbegreifliche Brutalität verzeihe, weil er nicht wisse, was er thue, antwortete der „Liberal“: er habe nichts gegen seine Person, aber er habe einen Eidswur gethan, den ersten Priester, welcher ihm begegne, in's Gesicht zu schlagen, worauf er sich ruhig entfernte. Sind solche Dinge vielleicht geeignet, den Leuten, welche sich über die Natur des belgischen Liberalismus und seines Anhangs noch Illusionen machen, den Saar zu stechen? Was derselbe will, zeigte sich auch bei Eröffnung der neuen Kammer. Bei der Prüfung der Wahlen wurde von der Freimaurerpartei die Wahl von 4 in Löwen gewählten kathol. Abgeordneten angefochten unter dem Vorgeben, daß die für dieselben abgegebenen Wahlzettel nicht geschrieben, sondern autographirt gewesen seien; es erwies sich dies aber als Lüge, und die Kammer mußte daher am 26. August die Zulassung der 4 Abgeordneten beschließen. Ein belgisches Blatt hat die Stimmen zusammengezählt, welche auf die Candidaten der kathol. Rechten und auf die der freimaurerischen Linken gefallen sind. Darnach haben die ersteren im Ganzen 41,902, die letzteren 42,541 Stimmen erhalten; die ministerielle Partei hat also trotz alles aufgebotenen Regierungseinflusses nur 639 Stimmen mehr zu erlangen vermocht als die kathol. Partei. Daß also die Kammer nicht das Land repräsentirt, liegt vor Augen.

Ein protest. Blatt in London, der „Morning Herald“, bemerkt über die belgischen Liberalen: „Die Liberalen in Belgien machen kaum eine Volksmajorität aus. Und wonach sie streben, das ist eine vollständige Verweltlichung des Unterbewußtseins. Sie möchten der Geistlichkeit die Christgläubigen wegtreiben, um sie irgend einem kaltherzigen Schüler Rousseau's oder Diderot's in die Hand zu liefern. Ihre weltliche Methode würde erst eine Generation erziehen, die nicht an den Papst, und dann eine, die nicht an Gott glaubt. Der „Herald“ hält es für das Weiseste, den Katholiken und Liberalen Belgiens gegenüber neutral zu bleiben und zu wünschen, daß letztere ihren Einfluß mit größter Mäßigung benutzen mögen.“

Der Tumult in Genf hat 8 Menschen das Leben gekostet; sie gehören sämmtlich der „Partei der Unabhängigen“, welche bei der Wahl obgesiegt hatten und welche die radikale Partei von der Regierung fernhalten will. Eine politische Wunde, schreibt man vom Genfer See, die aus giftiger Wuth über eine Wahlniederlage die Gegenpartei überfällt und die Gassen am hellen Tag mit Blut bespritzt, wie wir dies in Genf sahen, ist eine so ekelhafte Erscheinung, daß sie jede enthusiastische Eingedenktheit für republikanische Institutionen nothwendig dämpfen muß. Selbst in Nordamerika, wo die politische Parteileidenschaft sich ziemlich ungenirt geberdet, ist bei einem

einfachen Wafslakt ein folches Ereigniß nie vorgekommen. Man ſchimpft dort einander tüchtig vor der Wahl, aber man reſpektirt die Majorität, wenn die Urne geſprochen. Den politiſchen Gegner auf offener Straſſe bei einer friedlichen Demonſtration meuchlings niederzuſchießen, gälte ſelbſt dort als eine beiſpielloſ feige Niedertracht, die den Thäter dem Brandmal der allgemeinen Verachtung preisgeben würde. Das Einrücken von eidgenöſſiſchen Truppen wird in Genf weiteres Blutvergießen vorläufig hindern, aber der wüthende Parteihafß iſt dort leider unheilbar und hat einen unheimlichen ſozialen Grund.

Aus Tirol meldet man: In den letzten Tagen des Auguſt hat in Südtirol auf Betrieb der italieniſchen Umſturzpartei ein Putſch durch Freſchärler loſbrechen ſollen. Das beabſichtigte wahnsinnige Unternehmen iſt jedoch von den Behörden rechtzeitig entdeckt und durch die Verhaftung der Rädelſührer und ihrer Werkzeuge vereitelt worden, ſo wie auch zu Saone in Jubicarien ein Waſſendepot mit 170 Gewehren, Bajonnetten, Monturſtücken, rothen Garibaldi-Hemden u. ſ. w. abgefaßt wurde. Nach der „Schützenzeitung“ erſtreckt ſich die hochverrätheriſche Verſchwörung über ganz Weſchtirol und es wurden Verhaftungen vorgenommen in Trient, Roveredo, Pergine, Cleſ, Mori, Niva u. ſ. w. Auch bei Torbole wurden Kiſten mit Waſſen, Monturſtücken und Munition entdeckt, in Pergine eine Kiſte mit Revolvern. Der erſte Transport der verhaſſeten Revoluzmacher iſt bereits in Innsbruck angekommen und dort ſicher einlogirt. Gerüchweiſe verlautet, daß nichts Geringeres als das berüchtigte „Comitato Veneto“ (der venezianiſche Revolutionsauſchuß) abgefaßt ſei. Nun, in Kuſſtein iſt Quartier mit ſchöner Ausſicht. Man erzählt, der Plan der ruſſloſen Verſchwörer, dieſer Peſt der modernen Geſellſchaft, ſei dahin gegangen, Südtirol zu allarmiren, Venedig zur See! anzugreifen, und durch Veltlin in's Wintſchgau einzufallen, zu dem Zwecke, um die Zuzüge der deutſchen Schützen zu verhindern. Gleichzeitg ſollte es in Ungarn und Polen loſgehen.

Zum Schluß eine Curioſität aus Wien. Deſterreichiſche Blätter erzählen: Bei dem oberſten Gerichtshofe wurde vor einigen Tagen eine langjährige Kerkerſtrafe gegen mehrere Räuber ausgesprochen, die in der Buſowina eines Nachts die Familie eines Juden überfallen hatten. Bemerkenswerth iſt hierbei, daß jener Ueberfall wahrſcheinlich drei Menſchenleben gekoſtet haben würde, wenn ſich nicht eine — Crinoline als Retterin in's Mittel gelegt hätte. In der Nacht jener Gewaltthat hörte nämlich die in dem erſten Gemache ſchlafende Frau des Juden ein leiſes Viſpeln im Vorderhauſe. Sie weckte ihren Gatten und ihre Tochter, die in einem zweiten Zimmer ſchlieſ, und kaum war dies geſchehen, als die Räuber eindrangen und über die drei Perſonen herfielen. Das Mädchen, von einem der Spiegeſellen verfolgt, flüchtete ſich wieder in ihr Schlafgemach, wo ſie jedoch zu Boden geworfen wurde und mehrere Stichwunden erhielt. Sich zur Wehre ſehend, ſchleuderte das Mädchen den Räuber gegen das Ofenſtänder, von welchem durch die Erſchütterung eine mit ſtarken Stahlreifen verſehene Crinoline derart herabfiel, daß

ſie den Räuber völlig einhüllte. Dieſer konnte ſich davon nicht loſmachen, und jeden Augenblick einen vielleicht tödtlichen Streich von dem Mädchen erwartend, eilte er unter lautem Geſchrei in's erſte Zimmer. Dieſer plötzliche Lärm bewegte auch die anderen Räuber zur Flucht und ſo blieben die Ueberfallenen, obwohl alle verletzt, dennoch am Leben.

Die Königin Marie von Neapel in Gaeta, nach Böher.

Böher hat bei dem Beſuche der denkwürdigen Bergfeſte „Gaeta“ eine Menge kleinere Züge ſammeln können, welche noch lebhaft im Andenken der Bevölkerung leben und das Bild der edlen Königin Marie von Neapel ihr unvergeßlich machen. Hören wir hierüber Böher ſelbſt. Daß die Soldaten, ſagt derſelbe, mitten unter den Schrecken, Tod und Elend muthig blieben, noch mehr, daß eine ängſtliche Politik nicht früher und kräftiger mit Uebergabe der Feſtung ſich hervorwagte, dieſes Verdienſt ſchrieb Jedermann, den ich von Gaeta erzählen hörte, vorzugsweiſe der jungen Königin zu. Darin waren alle Offiziere, die ich hörte, einſtimmig, mochten es Deutſche oder Italiener oder Franzosen ſein. Man ſtellte ſich in Deutſchland die Gaetageſchichte vielfach ſo vor, als habe die Königin nur gethan, was ſich für eine Frau und Fürſtin gezieme: ſie habe ihren Gemahl in der Noth nicht verlaſſen, ſondern die Schrecken der Belagerung mit ihm getheilt, dabei aber ruhig in ſicherer und wohllicher Kaſemate geſeſſen. Die Sache verhielt ſich denn doch etwas anders. Drittehalb Monate wohnte die junge Königin in einem halbdunkeln Mauergewölbe, welches mit einem großen ſtaubigen Wagenbehälter die größte Ähnlichkeit hatte. Nur trübes Lampenlicht erhellt dieſen Raum, der durch rohe Bretter, wie man ſie aus den Soldatenbetten nahm, in drei Verſchläge abgetheilt war. Im mittlern Verſchlag wohnte die einzige Kammerfrau der Königin, daran auf der einen Seite dieſe ſelbſt, auf der andern mit ihrer Kammerfrau die Oberſthofmeiſterin Herzogin von San Ceſario, die einzige Dame vom Hofe, welche ſich in Gaeta mit ihr einſchloß. Es war keine Zeit, dieſe Gemächer durch etwas Anderes wohnlich zu machen, als durch die nothdürftigſten Möbeln und einen alten Teppich, der kaum den Steinboden bedeckte. Die Kaſemate nebenan lag voll typhusfranker Soldaten. Das Brod war kaum zu genießen; das Fleiſch, als die Kühe erkrankten, wurde ekelhaft; ſelbſt das Waſſer wurde ſchlecht und voll kleiner rother Würmer. Die Königin nährte ſich tagelang von trocknen Feigen, deren Geruch nicht der beſte war. Alles das erſchien aber Nichts im Vergleich mit der Nervenerſchütterung, welche das Tage und Nächte fortwauernde Bombardiren verurſachte. Man hörte nichts mehr, als das unheimliche Schwirren der Bomben in der Luft, ihr dumpfes Aufſchlagen oder das ſchreckliche Zerplatzen. Oſt genug merkte man die Nähe der einſchlagenden Bomben an der Erſchütterung der Wände und Abfallen von Kalk und Mörtel. Unzählige Mal, erzählte mir die Herzogin San Ceſario, habe die Königin geſeufzt: „O nur einmal ein paar Minuten Stille!“

Nun wurde in Italien auch viel davon geredet, als sei die Königin kriegerisch thätig gewesen, habe die Soldaten angefeuert, habe Batterien kommandirt, Ausfälle befohlen u. dgl. Das ist Alles bloßes Gerücht und Gerede: das Wirken der jungen Fürstin war viel geräuschloser und viel heilsamer.

Das Lazarethwesen gerieth bei dem Andrang so vieler Verwundeten und Kranken in die größte Unordnung. Das Hauptlazareth war weit entlegen von den bedeutenderen Batterien. Die Soldaten, blutig zerrissen von den schweren Belagerungsgeschossen, mußten den langen langen Weg hingetragen werden, eine offene Straße hinauf, über welche die Kugeln hinsuhren: die Armen erreichten das Lazareth zum Tode erschöpft, Viele starben schon unterwegs. Da richtete die Königin bei den Hauptbatterien kleine Verbandspitäler ein, sorgte für die erste Unterkunft der Verwundeten, sorgte, daß ärztliche Hilfe, Wundbalsam, Binden und wo möglich etwas zur Erquickung da war. In ihrer Kasematte schnitt sie mit der Herzogin und den beiden Kammerfrauen Weinwand zum Verbinden, bereitete Getränke zur Labung der Verwundeten, und schickte umher, wo sich etwas dafür aufreiben ließ. Als sich einmal noch eine Anzahl vergeblicher Drangen vorfand, nahm die Königin sie gleich mit dem Ausrufe fort: „Alle, alle für die Kranken!“ Fast täglich machte sie ihren Rundgang nach den kleinen Spitälern, selbst zu sehen, ob Alles dort in Ordnung, und brachte den Verwundeten eine Erquickung, auch wohl Dekorationen. Sie ließ sich von diesen Besuchen auch dann nicht abhalten, wenn Bomben und Kugeln durch die Luft sausten. Die Offiziere erzählten, daß sie selbst es öfters gesehen, wie die Geschosse nicht weit von der Königin einschlugen, diese aber, ohne eine Miene zu verziehen, ruhig weiter schritt. Gewöhnlich machte dabei der alte General Schuhmacher ihren Begleiter. Ein neapolitanischer Graf, der sie auch wohl begleitete, ging einmal gerade hinter ihr über die kleine Brücke, welche aus einem Hause auf die Hauptstraße führte. Im selben Augenblick sauste eine Bombe daher, und der Graf flog zurück, als hätte der Blitz ihn weggesegelt. In den Hauptspitälern ließ sich die Königin öfter des Tages zweimal sehen: dann erkundigte sie sich nach Allem, was nöthig, half gerne den Wundärzten, und legte wohl selbst den Verband an. Auch der König erschien dort wiederholt in ihrer Begleitung oder allein, sprach freundlich mit den Kranken und notirte sich manche Bitte eines sterbenden Soldaten.

Hervorzuheben ist auch Folgendes. In den letzten vier Wochen, als die Beschießung täglich heftiger wurde, als Viele an Gegenwehr verzweifelten und Einzelne sich zurückzogen, fehlte es mehr und mehr an einer eigentlichen durchgreifenden Oberleitung. Dieser Mangel wurde mit jeder Stunde fühlbarer, und drohte Alles zu lähmen. Da trat die Königin dazwischen. Sie ladete von den fünf hauptsächlich arbeitenden Batterien und einigen kleineren die thätigsten Offiziere ein, jeden Morgen zusammenzutreten, die Ereignisse der Nacht und des vorigen Tages zu besprechen, die Maßregeln für die folgenden Stunden festzustellen. Dadurch kam doch wenigstens einigermassen Einheit in die Vertheidigung. (Schluß folgt.)

Schule der Weisheit.

[Die verhängnißvollen Begräbnisse.] Im November 1862 starb einer jener bethörten Geistlichen, die mit Jungitalien halten und die weltliche Herrschaft des hl. Vaters schmähern. Sein Name war Foggi, und er war in Giocoli, vier Meilen von Florenz entfernt, Pfarrer. Sein Tod kam so unerwartet, daß er nicht einmal mehr Zeit hatte, in sich zu gehen und seinen unglückseligen Irthum zu bereuen. Alle Wohlgesinnten, die seinen plötzlichen Tod vernahmen, konnten sich des Gedankens nicht erwehren, daß hier Gottes Hand walte. Seine Freunde aber, oder vielmehr die Sectirer, unter deren Reihen er sich gestellt, beabsichtigten, trotz der entgegenstehenden kirchlichen Vorschriften, ein feierliches Leichenbegängniß zu veranstalten. Und es fand sich auch ein an Sitten Verkommener, wie der verstorbene schismatische Pfarrer, der die Todtenmesse las. Am folgenden Tage starb er plötzlich, ohne die letzten Tröstungen der Kirche empfangen zu können. Von neuem sollte ein christliches Begräbniß stattfinden, und ein gewisser Brannoni, Pfarrer von St. Pietro, hielt am Grabe des Unglücklichen eine Lobrede auf ihn. Am folgenden Tage wurde er auf einem Aborto todt gefunden.

(Das Papstthum von Abbé de Segur, S. 153.)

Veronika.

Erzählung von Maria Franziska.

(Fortsetzung.)

Ein kleiner Knabe und ein Mädchen, beide zierlich gekleidet, traten ein und wurden ihr als ihre künftigen Pflegekinder vorgestellt. Sie sollte die Kinder morgens ankleiden und in die Schule besorgen, die Zimmer aufräumen und den Tag über die Gesellschafterin der Baronin sein, welche etwas Leidend war und vieler Dienste bedurfte. Veronika mit ihrem kräftigen, kernigen Wesen, ihrem frischen, offenen Gesichte und den verständigen, braunen Augen gefiel der Baronin ungemein, und sie versprach sich nicht mit Unrecht eine brave, treue Dienerin an ihr zu haben. Diese verließ mit den besten Vorsätzen die gnädige Frau und freute sich, schon nach drei Tagen den Dienst bei ihr antreten zu sollen. Sie frohlockte in ihrem Herzen und dankte Gott, der so gut für sie gesorgt hatte. Von der Religion war keine Rede gewesen in der kurzen Unterhaltung, und für Veronika verstand es sich von selbst, daß eine Familie, die ein „katholisches Mädchen“ verlangte, selbst katholisch sei.

Ehe sie mit Elise, die wie ein bleiches Abbild ihrer blühenden Begleiterin dahin wankte, nach dem Hause der Tante zurückging und ihr das eben Erlebte fröhlich erzählte, kamen sie an einer Kirche vorbei, aus der ihnen feierliche Orgeltöne entgegendrangen und deren Thüre weit geöffnet war. Veronika schwoll das Herz. Wie verlangte es sie in diese Kirche zu treten, um nach so mannichfachen Empfindungen, die an diesem einen Tage sie bewegt hatten, einen ruhigen Ausblick zu Gott zu thun. „Elise, komm, hier müssen wir hinein,“ und wie der Wind schlüpfte sie die Stufen zum Portal hinauf und Elise ihr nach.

Auch sie verlangte es dorthin, denn die Stunden des Gottesdienstes, die ihr so selten und kärglich zugemessen waren, waren ihr die liebsten ihres ganzen Lebens.

Als nach Beendigung der kurzen, nachmittägigen Andacht die beiden Mädchen auf die Straße traten, fragte Veronika: „Du gehst gewiß oft hierhin, diese schöne Kirche ist Euch so nahe.“

„Nicht! Ach Gott, nein — ich gehe nur Sonntags in die heilige Messe. Das auch nicht mal immer,“ fügte sie betrübt hinzu. „Aber ich gehe so gerne hin, — beten kann ich nicht, aber ich habe da wenigstens Ruhe, es ist kein Mensch da, der mir zuwider ist, der mich schilt, ich setze mich ruhig hin und komme dann eigentlich erst zu mir.“

„Warum kannst Du nicht beten?“ Gestern hätte sie es nicht geglaubt, wenn Jemand ihr gesagt hätte: ich kann nicht beten — heute aber wunderte sie sich nicht erst.

Warum! fragten Elises Augen — „als ich klein war, habe ich es zwar gelernt und gethan, — aber seitdem ich zu Hause bin“ — ihre Worte erstarben in einem schweren Seufzer.

„Liebe Elise,“ sagte Veronika, betroffen von ihren heftigen Worten, „was meinst Du damit? sage mir's doch.“

„Ach,“ und Elise sah sie groß an, „was weißt Du davon! Ich kann auch nicht davon sprechen — aber es ist schrecklich, schrecklich, heute Abend wirst Du es ja erfahren. Wenn Gott mich nicht rettet,“ rief sie mit einem Ausdruck der Verzweiflung, wie er noch nie an Veronika's Ohr gedungen war, „so geh' ich zu Grunde!“

Beide schwiegen. Zu Hause angekommen, erzählte Veronika der Tante Alles, was diese sehr beifällig aufnahm. Noch freundlicher wurde sie, als ihre Nichte ihr einige der saftigen Birnen anbot, die sie mitgebracht hatte und die der Kranken recht wohl schmeckten. Ihr eigener Genuß erinnerte daran, daß Veronika wohl noch kein Mittagsbrod gehabt. Elise ging zu einem schmutzigen, althraunen Eschranke und holte etwas kaltes Gemüse und Brod daraus hervor, welches Veronika, obgleich sie mehr als guten Appetit hatte, doch nur zum Theil und mit Anstrengung verzehrte, denn sie war zwar kein besseres, aber ein reinlicheres Mahl gewohnt. Während dessen erzählte sie von Mutter und Geschwistern und das Herz ging ihr dabei auf. Die Erinnerung daran war so wohlthätig, daß sie ihr über die peinliche Gegenwart hinweghalf und nicht nur ihr, sondern auch ihren beiden Zuhörerinnen, die ihr stumm aber aufmerksam lauschten. Hätte sie geahnt, welchen Schmerz sie durch die lebhafteste Schilderung ihres so lange genossenen Familienglücks in Elises Brust wedte, sie würde nicht so bereit gesprochen haben, aber sie wurde selbst so davon aufgereizt, daß sie jetzt nicht begriff, wie sie auch nur eine Minute heute hatte traurig sein können.

Nach einem kurzen Dankgebet stand sie auf, setzte ihren Stuhl zur Seite und ging zur Tante. „Tante, ich danke Euch,“ sagte sie, „wenn ich jetzt nur etwas für Euch thun könnte. Müßig kann ich nicht sein, wißt Ihr was, laßt mich Eure schönen langen Haare einmal recht glatt und weich kämmen.“

Elise und ihre Mutter sahen sie nicht wenig verwundert an, das machte sie aber nicht irre. „Bitte,“ sagte sie, „vergönnt's mir, ich kann Euch da nicht so struppig liegen sehen und Euch wird viel wohlher sein, wenn Eure Flechten in Ordnung sind.“ Elise fühlte den Vorwurf, obgleich er sie ungerechter Weise traf.

„Bitte, bitte, Mutter, laß Dich von Veronika einmal kämmen, sie wird es gewiß besser machen als ich.“ Frau Fischeing wehrte sich nicht länger, und als erst Veronika leise und sanft mit dem Kämme durch die Haare glitt, war sie ganz zufrieden und fühlte eine längst verloren gegangene Behaglichkeit über sich kommen.

Als das Geschäft beendet war, legte sie sich ganz erschöpft nieder. Elise kam mit dem Stücke eines ehemaligen Spiegels. „Nun sieh' mal, Mutter, ob Du jetzt nicht besser aussehest,“ sagte sie neubelebt und hielt ihr das Glas vor. Diese blickte mühsam hinein. „Ja, ja,“ flötete sie und schloß die Augen.

Veronika hatte an dieser Beschäftigung solchen Gefallen gefunden, daß sie es nicht lassen konnte, Elisen denselben Vorschlag zu machen und bald hielt sie ihr das Spiegelchen vor und richtete die Frage an sie, die Elise erst an die Mutter gethan. Eine stürmische Umarmung war die Antwort darauf; Elise stürzte mit hervorbrechenden Thränen aus dem Zimmer.

Nach einer Stunde ungefähr erschien sie wieder mit einigen Lebensmitteln versehen, und während sie sich anschickte für den Abend etwas zu bereiten, erzählte sie Veronika, daß sie mit der Hauswirthin gesprochen habe und diese ihr eine Schlafstelle auf dem Boden bereiten wollte. Veronika war zufrieden damit, namentlich freute es sie, daß sie wenigstens für diese Zeit allein sein könne. Während Elise am Ofen beschäftigt war, hatte sie Wasser erwärmt und die Tante gebeten, ihr Gesicht und Hände waschen zu dürfen, was sie dann mit einem alten Tüchchen so sanft und vorsichtig that, daß die Kranke sich ihr willig überließ.

So war der Abend herangekommen. Kurz nach acht Uhr ging die Thüre auf, und der einzige Sohn des Hrn. Fischeing trat ein, ein junger, kräftiger, aber wüst aussehender Geselle. Er war Arbeiter in einer der großen Zuckerfabriken der Stadt, hatte aber die Reihe derselben bald durchgemacht, indem er wegen Trägheit, zu spätem Erscheins am Morgen und kleiner Diebstähle überall nach kurzer Dienstzeit entlassen worden war.

Er bot Mutter und Schwester einen kurzen, unverständlichen Gruß, trat aber mit seinen Stiefeln so hart auf, daß das Zimmer bei jedem Schritte dröbnte und Veronika ängstlich nach der Kranken hinsah, ob sie nicht ein Zeichen des Aergers geben würde. Sie tauschte sich jedoch darin, denn Frau Fischeing war nicht so verwöhnt, daß sie einer solchen Kleinigkeit willen ein verdrießliches Gesicht gemacht hätte. Auch fühlte sie sich zu schwach dazu, ihren Unmuth auf eine nachdrückliche Weise kund zu machen.

Von Veronika wurde keine Notiz genommen. Der neue Ankömmling warf seine diversen Taschen auf den Tisch, um sie zu entladen und große und kleine Stücke verschiedener Zuckerorten zum Vorschein zu bringen. Veronika traute ihren Augen kaum, als sie diese Masse Zuckers sah, sie errieth nicht im Geringsten, woher die Schätze kamen.

Ein bedeutendes Stück davon wurde auf die Kommode an die Wand gelegt, dann sah er seine Schwester erwartungsvoll an, die ihn aber keiner Aufmerksamkeit zu würdigen schien.

„Nun schaff' ihn nach unten,“ fuhr er Elise an, als sollte sie an eine ihrer täglichen Pflichten gehen.

Elise rührte sich nicht. Ein zorniger Blick traf sie, sie sah ihre Cousine bittend an, die eine stille Beobachterin war, und fühlte sich

ermuthigt. „Nein,“ sagte sie, „was Du gestohlen hast, kannst Du selbst unterbringen, ich gebe mich nicht mehr damit ab, ein für alle Mal!“

„Was! Dirne! bringst Du ihn gleich nach unten?“ schrie er während mit der Faust auf den Tisch schlagend, während sein Haar sich sträubte. „Ich thu' es nicht,“ rief sie fast eben so heftig, „ich will nichts mehr damit zu thun haben, Du kannst ihn ja gleich selber Deinem Schatz bringen, dann kann sie sich einmal davon satt essen.“ So wie ihr die Worte entschlüpfst waren, bereute sie dieselben auch schon; sie setzte sich an das Bett der Mutter, Veronika gegenüber und sagte, um eine noch heftigere Antwort seinerseits zu verhindern: „Du solltest doch etwas Ehrgefühl behalten und Dich wenigstens vor Andern schämen, das ist Veronika Fische- ring, unsere Cousine.“

„So, freut mich,“ sagte er, ohne die Betreffende nur anzusehen, und fuhr mit der Hand durch das gestohlene Gut, daß es auf den Boden polternd fiel — „gieb mir was zu essen.“ Veronika that es ordentlich weh um den schönen Zucker. „Ich werde ihn aufheben,“ sagte sie ausstehend zu Elise und suchte ihn sorgfältig von der Erde auf und legte ihn zu dem andern auf die Kommode. Während dessen hatte Elise eine Schüssel mit Kar- toffelsalat und einen Haring auf den Tisch gestellt, dann brachte sie der Mutter etwas aufgewärmte Suppe und ging, eine Flasche Bier für den Vater zu holen.

Ihr Bruder begann seine Mahlzeit. Als Elise zurückkehrte sah sie, daß Veronika nicht am Tische saß und bat sie freundlich am Essen Theil zu nehmen. Veronika folgte dieser Aufforderung, aber sie konnte vor Traurigkeit und Schrecken nur wenige Bissen genießen. Nach einer Weile öffnete sich die Thüre abermals und in dem Hereintretenden erkannte Veronika auf den ersten Blick ihren Onkel. Sein Gesicht war noch röther als am Nachmittage, sein widriges Auge noch mehr zusammengekniffen, und den Gebrauch seiner kurzen Beine schien er zuweilen ganz verloren zu haben. Veronika stand auf, Elise sagte dem Vater schüchtern, wer sie sei. Er stotterte etwas, was Veronika nicht verstand, und bot ihr eine Hand, vor deren Berührung sie fast wie vor der einer Mutter zurückschreckte, die sie aber gleichwohl annehmen mußte. Er setzte sich und verzehrte hastig das Abendbrot, welches ihn etwas mehr zum Bewußtsein brachte. „Von meinem Bruder aus Winnigen,“ sagte er, jetzt erst zum Verständniß des Gehörten kommend, „das ist brav, daß Ihr Euch mal sehen laßt. Wie geht's meinem Bruder?“

Veronika sah ihn ungläubig an, die Thränen traten ihr in's Auge. „Vater,“ rief Elise, „habt Ihr denn vergessen, daß er todt ist?“

„Todt, so,“ sagte er wie geistesabwesend, „nun, das ist recht gut.“ Plötzlich fuhr er auf: „Nun, Ihr Weiber, habt Ihr's Euch bedacht?“ rief er mit einer Stentorstimme, „Montag gehst Du hin!“

Elise zitterte. „Vater, Vater!“ rief sie und rang die Hände und bot ein Bild des Entsetzens dar, „laßt mich, ich kann nicht, ich will nicht.“

„Aber Du sollst,“ donnerte er, „hat Dir Deine Mutter wieder den Kopf verdreht? Das Faulenzen muß aufhören, Du sollst verdienen — Montag gehst Du hin.“

Elise schluchzte krampfhaft. Bei den letzten Worten sprang sie auf: „Eher stürz' ich mich in den Rhein!“ rief sie und ballte sich die Hände vor das Gesicht.

„Damit wird's Weile haben,“ sagte ihr Vater höhnisch, „Montag gehst Du hin.“ Sie ließ die Hände sinken, sie stierte mit leichenhaften Augen vor sich hin; keine Thräne floß mehr die hagere Wange hinab; es war, als wenn ein entsetzlicher Entschluß in ihr reifte, ein entsetzliches Bild ihrem innern Auge sich zeigte. Veronika betrachtete sie, wie man ein Ungeheuer in seinen Bindungen betrachtet, dessen Schmerz man nicht versteht — aber nur eine Minute lang. Dann kam sie zu sich und ging zu Elise hin, legte leise ihren Arm um ihren Hals, küßte sie herzlich auf die Wange: „Elise, sage mir, was ist's?“

Elise blickte sie an, wie aus einem furchtbaren Traume erwachend. „Was es ist? Ich soll in die Fabrik, in die Baumwollspinnerei,“ rief sie entrüstet, „wo Alle verdorben werden, — alle Mädchen, die hingehen, werden verachtet und sie sind verachtungswürdig! und ich will nichts mit ihnen zu thun haben!“

Herr Fische- ring hielt es nicht für nöthig, auf die Worte seines Kindes zu achten. „Tröste Dich, liebste Elise,“ sagte Veronika, um der erregten Sprecherin Einhalt zu thun, „Dein Vater besinnt sich vielleicht eines Bessern.“

Stumm schüttelte Elise den Kopf und sah trostlos zu ihrer Cousine auf.

„Endlich allein, allein!“ Veronika athmete hoch auf, als sie in der nächtlichen Dämmerung oben vor dem karglichen Lager stand, das für sie auf dem Boden ausgebreitet lag. Sie sah bei diesen Worten um sich, ob sie auch wirklich allein war, und fragte sich dann, ob sie es noch selbst sei, die hier stand. Ihr Kopf war so voll von fremden Gedanken, daß sie sich selbst nicht mehr kannte, ihr Herz so voll von fremden und traurigen Empfindungen, daß es ihr fast bange ward — wovor konnte sie nicht sagen. Das war ein Tag gewesen! Nur ein Tag! Sonst war sie vom frühen Morgen bis zum späten Abend beschäftigt gewesen, sie hatte ihre Liedchen dabei gesungen, sie hatte ihr ärmliches Mahl mit dem besten Appetit von der Welt verzehrt, sie hatte sich Abends todtmüde zur Ruhe niedergelegt und war in wenig Minuten eingeschlafen; bei alledem hatte sie eigentlich nichts gefühlt, nichts gedacht, Alles war ruhig seinen Weg gegangen und sie selbst ruhig mit — doch nein! dem war nicht ganz so. Wohl hatte sie gedacht, gefühlt; bei Allem, was sie that, wußte sie wohl, warum sie es that; sie hatte Gott zu Liebe Alles thun wollen, zuweilen auch gethan; sie hatte dabei an Mutter und Geschwister gedacht, sie hatte nicht bewußtlos gearbeitet, sich geplagt und gemüht und hatte sich immer so sehr getreut, wenn etwas gut gelungen war. Sie war sogar immer ernst gewesen, die Mutter und auch andere Leute hatten es trotz ihrer Munterkeit oft gesagt, aber Gedanken und Gefühle wie heute Nachmittag und jetzt am Abend, so etwas hatte noch nie in ihr gelebt. Es war ihr, als hätte sie heute erst angefangen zu leben, zu denken, zu fühlen.

Aber es war ein trauriges, ein unglückliches Leben!

Diese Gedanken durchflogen sie, während sie sich niederlegte, zur Ruhe kam sie noch nicht. Sie wollte wie sonst Abends ihr Gewissen erforschen, sie kam auch damit zu Stande, aber als die

nächste Thurmuhre elf schlug, lag sie noch wach, mit den Erlebnissen dieses Tages beschäftigt und sie noch einmal im Geiste erlebend. Und jetzt in der Stille der Nacht, wo jeder dieser Einbrüche ihr viel stärker und mit ganzer Gewalt nahte, öffneten sie ihr den Blick auf ein neues, unabsehbares Bild, vor dem ihr graute. Und wie der Geist der Menschen gerne mit den Gegensätzen spielt, so sah sie sich plötzlich vor dem kleinen Tabernakel ihrer Dorfkirche und sie betete, ohne zu wissen was alles, bis eine süße Ruhe sie umfing und allmählich in das Reich des Traumes hinüberleitete.

Unten aber wälzte sich ein armes Kind auf seinem Lager und fand keinen Trost, keine Ruhe, keinen Schlaf. Auch sie dachte an den vergangenen Tag; ein tiefer Haß gegen ihr Schicksal, ein Grimm, eine Empörung gegen ihre Existenz verzehrte sie. Sie dachte an Veronika, an ihre heitere Gestalt, an ihr berbes und doch so freundliches Wesen, an ihr unschuldiges Auge — was für ein unbekanntes, nein, verloren gegangenes Paradies führte es ihr wieder vor die Seele! Sie richtete sich im Bette auf, sie läßt ihre Blicke mit ohnmächtiger Wuth über Vater, Mutter und Bruder schweifen, denen sie die Schuld ihres unsäglichen Elendes aufbürdet.

Dann sah sie wieder Veronika vor sich; Veronika, dieses Kind! dieses Kind im Vergleiche zu ihr selbst! Nein, das war nicht genug gesagt, — sie war eine Verbrecherin dagegen, die sich mit der Unschuld gar nicht vergleichen konnte. Warum konnte sie nicht auch ein Kind von Veronika's Mutter sein und zu diesem glücklichen Kreise gehören, von dem die Base erzählt hatte, — statt an diese Menschen gebunden zu sein, die sie seit Jahren schon und täglich noch mehr verabscheute, die sie unglücklich gemacht hatten, die nicht den Begriff eines guten Lebens mehr hatten.

Veronika, die hatte keinen thierischen, grausamen Vater, der um des Verdienstes willen seine Tochter in's Elend stürzen wollte. Denn das fühlte sie, wenn sie erst unter jener Schaar von Mädchen und Burschen war, die täglich in die Baumwollenspinnerei wanderten, die aus der untersten Klasse des Volkes waren, mit denen sie nie Gemeinschaft gepflogen, die das Gespräch und der Abscheu der ganzen Stadt waren, — so war sie verloren, so konnte kein Gefühl der Ehre mehr in ihr bleiben. Freilich, wem war auch etwas an ihr gelegen? Wenn sie nur das Geld wöchentlich gebracht hätte, so konnte sie sonst thun und treiben, was sie wollte, selbst ihre Mutter würde ihr nichts gesagt haben.

Aber wie selbst der kleinste Wurm vor dem Tode erschrickt, so bebt ihre Seele vor der Tiefe des Abgrundes zurück, in den sie schon theilweise gestürzt war. Bis jetzt hatte nur die Gewalt, die eiserne Nothwendigkeit, die Furcht vor ihrer Umgebung sie gezwungen und sie wußte, daß von dem Tage an, da sie zuerst nachgegeben, all ihr Unglück herdatirte. Seitdem war sie so unordentlich geworden, weil sie Alles mit einer schrecklichen Gleichgültigkeit betrachtete, mit jener Stumpfheit, die eine Seite des Wahnsinnes ist. Seitdem hatte sie alles vernünftige Denken ausgegeben, alle kleine häusliche Arbeit, die nicht der Augenblick durchaus erforderte, weil nur der Gedanke ihres Elendes sie erfüllte und darüber grübelte sie Tag und Nacht, ohne Hilfe zu finden, — ohne sie in Wahrheit zu suchen. Die Arbeit in der

Fabrik, von der ihr Vater schon lange gesprochen, wäre der letzte Schritt für sie gewesen, und es hatte allen Anschein, daß sie ihn thun müsse.

O Veronika! wenn sie nur wüßte, wie glücklich sie ist! Aber das ist es ja eben, das Unglück wird gefühlt, das Glück nicht! — Plötzlich steigt ein Gedanke in ihr auf. Ja, ja, so will ich's machen! Wenn ich den ganzen Tag fort sein kann, kann ich auch die Nacht hindurch fortbleiben, ich will dienen gehen, wie sie!

Erschöpft sinkt sie auf die Erde. Das Elend hat zuweilen auch seine Grenze, wenigstens seine Pause; mit dem Gedanken, den sie wie einen Rettungsanker umklammerte, fallen ihr die Augen zu, sie kann schlafen. (Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Breslau, 30. Aug. Die Rehorst'sche Fabrik auf der neuen Taschenstraße, nach dem vor 6 Jahren geschehenen Brande wieder aufgebaut, wurde heut abermals ein Raub der Flammen. Leider diesmal nicht, ohne daß ein Menschenleben zum Opfer fiel und 6 Personen schwer verletzt wurden. Die Löschanstalten erwiesen sich machtlos und wäre nicht große Windstille gewesen, so hätte das Feuer weitere Verheerungen angerichtet. Hoffentlich wird man nicht mehr gestatten, daß die feuergefährliche Fabrik nochmals an derselben Stelle aufgebaut werde, weil sie die Nachbarhäuser beständig bedroht, deren Besitzer und Bewohner dies Mal mit dem Schrecken davonkamen.

Wien. [Verstümmelung durch eine Raze.] Ein in der Josephstadt Wien's wohnendes Elternpaar ließ ihr fünf Monate altes Kind, da es schlief, allein zu Hause, um einen nothwendigen Gang zu verrichten. Bei ihrer Nachhausekunft hörten sie von ihren Nachbarn, daß das Kind schon seit einer Viertelstunde jämmerlich schreie. Geängstigt stürzten die Eltern des Kindes gleichzeitig in die Wohnung und sahen eben noch eine Raze durch das Fenster springen, welches man zu schließen vergessen und bemerkte, daß dem Kindchen bereits der kleine Finger und ein Stückchen der Hand, die aus der Wiege herabhing, fehlte.

Oesterreichische Blätter melden: In Folge der anhaltenden Kälte, nassen und allgemein stürmischen Witterung haben die Schwalben in der Umgebung von Salzburg meist ihre Nester und Eierbrut verlassen und sind in ein wärmeres Klima gezogen, daher aber auch viele tausend junge Schwalben verhungert und todt in den Nestern zurückgeblieben sind. Selbst die ältesten Leute wissen sich eines solchen Falles nicht zu erinnern.

Italien. „Stendardo cattolico“ berichtet nachstehendes Ereigniß: Eine Schaar junger Leute kamen öfters zur Unterhaltung zusammen, alle sammt und sämmtlich die ärgsten Priesterfeinde. Da redeten sie Folgendes ab. Einer sollte sich krank stellen, zu Bett legen, mit einem Leintuch zudecken und darunter eine Waffe bereit halten; ein zweiter sollte vor das Haus hinunter gehen, warten, ob nicht ein Priester sich setzen lasse; und wenn dieses der Fall sei, so sollte er ihn in's Haus laden, damit er einem armen Kranken seine priesterliche Hilfe zusage. Gesagt, gethan. Schon gleich an dem Tage führte man den abscheulichen Plan

aus. Gerade ging ein sehr würdiger Seelsorger vorbei; der Böhewicht sprach ihn an und lud ihn in's Haus zu einem Kranken, wie er vorgab. Arglos folgte der Priester nach; er sah wohl einige junge Leute, welche ihn mit spöttischen, unheimlichen Blicken ansahen. Doch ließ er sich nicht abhalten und trat in's Zimmer des vorgeblichen Kranken. Hinzutreten, redete er ihn an und erhielt keine Antwort, rüttelte ihn und fand ihn unbeweglich, er beugte sich über das Bett, hob das Leintuch auf und sah — ein schrecklich verzerrtes Gesicht, weit herausgetretene stiere Augen, einen verzogenen Mund, die rechte Hand auf eine sechs-läufige Pistole gehalten, als wollte er losdrücken. Er berührte ihn, untersuchte ihn, fühlte den Puls und fand ihn wirklich todt. Nun nahen sich die übrigen jungen Leute und erschöpften sich in Wiederbelebungsversuchen, aber vergeblich. —

Rußland. [Stören Sie sich nicht daran.] Dem berühmten Violinspieler Bieurtamps begegnete einst auf seiner Kunstreise ein etwas unbequemer Fall. Er hatte sein Absteigequartier bei einem reichen Russen und war nicht wenig entsetzt als er beim Mittagessen unter dem Tische eine schwarze Masse ihre glühenden Augen auf sich richten sah. „Stören Sie sich nicht daran,“ sagte die Dame vom Hause, „es ist der schwarze Wolf, er ist zahm.“ Als Bieurtamps sich Abends schlafen legen wollte, zeigte sich ihm dieselbe schwarze Masse. „Stören Sie sich nicht daran, es ist der schwarze Wolf, ich will ihn wegzagen,“ sagte der Bediente. — Am andern Morgen hörte Bieurtamps Flintenschüsse vom Hofe herauströmen. — „Was bedeutet das?“ fragte er den hereintretenden Bedienten. — „Stören Sie sich nicht daran,“ antwortete dieser; „man erschießt den schwarzen Wolf, weil er diese Nacht unsern Koch zerrissen hat.“

** (Menschenfresser auf Hayti.) Am 18. Februar wurden acht Personen, Neger und Negerinnen, auf dem Marktplatz zu Port-au-Prince erschossen, weil sie Kinder gestohlen, getödtet, gebraten und gegessen hatten, und zwar nicht aus Hunger, wie die Frauen während der Belagerung Jerusalems, sondern aus Fanatismus. Es ist ein Theil, der den Anbetern des Fetischen Obeah vorgeschriebenen Ceremonien zur Abwendung von Unglück und Versöhnung des zornigen Götzen, dessen Cultus unter den Negern der Insel überhand genommen. Diese teuflischen götzdienenrischen Gebräuche werden im Geheimen ausgeübt. In diesem Falle wurden die Verblendeten zur Strafe gezogen. Auf Befragung lobte ein Neger freudigen Blickes besonders die Singer der Kinder als Beckerbissen. Zuhelnd, lachend und tanzend begaben sich die Verurtheilten nach dem Hinrichtungsplatze, in dem Bahne, die Götzen-Priester des Obeah würden sie vor den Augen der Soldaten schützen. Bei der zweiten Salve jedoch

stürzten sie nieder, und nach altem Herkommen trat man näher und schoß Jedem, den Flintenlauf dicht an den Kopf gesetzt, noch eine Kugel durch's Gehirn. — Seitdem sind noch zwölf Neger wegen desselben Verbrechens zur Haft gebracht worden, um wahrscheinlich ein gleiches Ende zu nehmen, obschon die Bevölkerung, von Obeah-Priestern angestachelt, gedroht hat, die Hinrichtung mit Gewalt zu verhindern.

[Kalender.] Wer einen nützlichen Kalender für 1865 in sein Haus einführen will, kaufe den „Berliner St. Bonifacius-Kalender“ von Missions-Vicar E. Müller. Preis 10 Sgr. Der Ertrag kommt dem Klosterchen Grünhof in Hinterpommern zu Gute.

Vom 23. bis 30. August bei der Collecten-Affervation an milden Gaben eingegangen:

Missionen: Ruhnern H. W. Fischer 2 rth., Neisse H. K. Ache 26 rth., Groß-Böllnig 12 rth. 20 Sgr. — **Bonifacius-Verein:** Aus Priedemost 3 rth. — **Verein der heil. Kindheit:** Neisse H. K. Ache 23 rth., Strehlitz u. Gublaw H. K. Schreiber 3 rth. 5 Sgr. 11 pf., von K. 1 pf., Breslau v. d. Pensionärinnen der Ursulinerinnen 10 rth. — **Straßburg:** Rablen H. P. Schreyer 2 rth. — **Lübbers (Leusitz):** Neisse H. K. Ache 1 rth. — **Grünhof:** Postzeihen Volkenhain 4 rth. — **Kogenau:** Priedemost H. Vabel. Züttner 1 rth. — **Cöslin:** Breslau H. S. Dittich 2 rth. — **Züllschau:** Breslau Pfarrei St. Adalbert 15 Sgr.

Familien-Nachrichten.

Verlobt. Frä. Gertrud Landeberg, Hr. Assessor Dr. G. Göppert, Breslau; Frä. Emma Schors, Hr. Ger.-Assessor A. D. Bürgermeister Linde, Glogau.

Gestorben. Fr. Johanna Wehse geb. Kolbe, Landw.; Gymnas.-Direktor Dr. J. Held, Schweidnitz; Rörster Hr. Adol. Neuboff; Kreisdeputirte v. Randow, Boguschkü; Gasthofbes. Eur. Schweidnitz.

[Empfehlung.] Nachdem der Maler und Staffirer Herr Plachetta aus Neustadt D./S. die Staffirung in der Kirche zu Köben mit großer Kunst und manchem persönlichen Opfer wahrschön und zur allseitigsten Befriedigung vollendet hat, kann der Unterzeichnete genannten Herrn Plachetta zu vergleichenden kirchlichen Arbeiten nur auf das Wärmste empfehlen.

Pohl, Pfarrer.

Den 8. September früh um 7 Uhr wird mein Gesellschaftswagen zur Fahrt nach Wartha und Abendorf hinter der Schweidnitzer Accise zur Abfahrt stehen und ersuche ergeben um Zuspruch.

[247] Verw. Kohnkutscher Matschke, Wäldchen Nr. 2.

W. Preuß' Sargmagazin, Kupferschmiede, Straß 35.

J. Schorske's Sargmagazin, Neumarkt 12.

Breslauer Börse vom 1. September 1864.

Getreide-Preise vom 1. Septbr.

Freiw. Staats-Anl. 4½ —	Posener Pfandbr. 3½ —	Schles. neue Lit. B. 4	101½ B.	W. Weizen . . . Schll. 65—72 80 Sgr.
convert. v. 50 u. 52 4	do. do. 4 —	do. Lit. C. . . 4	101½ B.	G. Weizen . . . 63—70—73
Preuss. Anl. 1853 4	do. do. neue 4	do. Lit. B. . . 3½	—	Roggen . . . 42—43—45
Preuss. Anl. 55.56 4½	Schles. Pfandbr. 3½	Schles. Rentenbr. 4	99½ B.	Gerste . . . 40—41—44
Preuss. Anl. v. 59 5	do. Rastical 4	Posen. Rentenbr. 4	97 B.	Hafer . . . 26—30—33
Präm.-Anl. 1855 3½	do. do. 3½	Oesterr. Nat.-Anl. 5	71 B.	Erbsen . . . 49—54—62
Staats-Schuldsch. 3½	Schles. neue Lit. A. 4	Oesterr. Banknoten	88½ G.	Kartoffeln . . . Metze 1¼, Sack 30 Sgr.

Raps und Rübsen, pro 150 Pfd.
Raps . . . 180—190—212 Sgr.
Winter-Rübsen . 180—188—206
Sommer-Rübsen — — —